

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 9-10

Artikel: Kessler : Begegnungen mit einem verschwundenen Völkchen
Autor: Färber, Anita
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

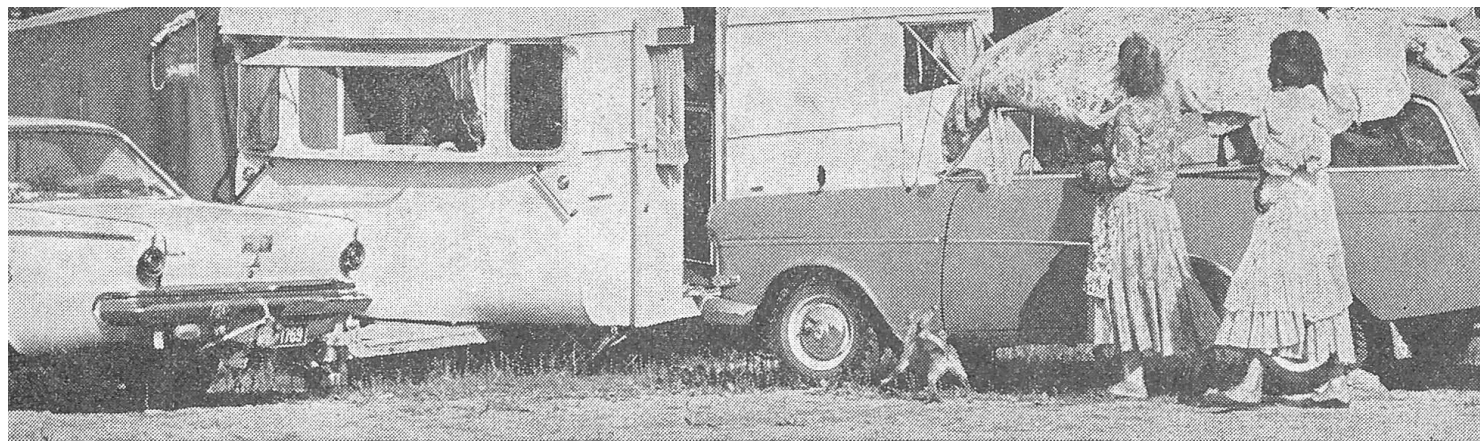
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Sozialstaat Dänemark gibt es noch — modernisierte — Zigeuner (Photo Peter Stähli, Wädenswil)

KESSLER

Begegnung mit einem verschwundenen Völkchen

Von Anita Färber

Die Zigeuner sind als Gruppen in der Schweiz weitgehend verschwunden — ja, das trifft auch für die andern Fahrenden zu, welche — wie ein Zweig der Obervazer Moser — oft mit ihnen verwechselt werden. Der Artikel will nicht sagen, man hätte dieses Verschwinden nicht fördern sollen, aber er drückt darüber auch eine gewisse Wehmut aus. Red.

Eine Reise mit meinen Klassenkameradinnen in den sonnigen Süden bildete den Abschluss unserer Handelsschulzeit in Chur. Erwartungsvoll bezog ich meinen Arbeitsplatz in der Fürsorge, der eher an ein gemütliches Stübchen denn an ein nüchternes Büro erinnerte. Am Fenster, das den Blick auf Wiesen und golden schimmernde Felder frei gab, stand mein Pult, auf dem majestätisch eine elektrische Schreibmaschine thronte. Im Hintergrund des Zimmers gruppierte sich eine Reihe braun gebeizter Stühle um ein niedriges Cluhtischchen.

In dieser Kombination von Büro und Warteraum brachte ich fortan die Gedanken meines Chefs zu Papier, schloss ich Bekanntschaft mit unseren Schützlingen. Manche nahmen murrend Platz, schimpften, wenn sich der Fürsorger nicht gleich blicken liess, marschierten gar bedrohlich im Büro auf und ab. Eine ältere Frau zeigte mir jeweils stolz ihre Katzen, die sie regelmässig in einem Kinderwagen spazieren führte. Es wäre einer Belei-

digung gleich gekommen, hätte ich nicht jeder Katze freundlich das Pfötchen gedrückt und mich dabei nach dem Wohlergehen dieser gut genährten Tierchen erkundigt! Arbeitsscheue, die seit Tagen auf Wanderschaft waren und nur in Ställen übernachtete, brachten ein exquisites Parfum in mein Büro.

Zu diesen etwas unheimlichen Gesellen gehörte auch ein hagerer Tiroler mit einem wallenden Bart. Mit viel Geduld war es dem Fürsorger gelungen, ihn zu einer dringend nötigen Augenoperation zu bewegen.

Kaum aus dem Spital entlassen, stand der Sepp in meinem Büro. Begeistert berichtete er von der Kunst der Ärzte, und um auch mich zu überzeugen, nahm er kurzerhand sein Glasauge heraus. Glücklicherweise setzte der Fürsorger dieser Demonstration, die mein Durchhaltevermögen arg strapazierte, ein baldiges Ende!

Als früher die Spengler kamen

Als er zum ersten Mal in mein Büro trat, fühlte ich mich ruckartig in meine Kindheit zurückversetzt.

Jedes Frühjahr packten die Spengler ihre wenigen Habseligkeiten in einen primitiven Wohnwagen, holten den ausgemergelten Gaul aus dem Stall und zogen ins Unterland. Einen ersten Zwischenhalt schalteten sie jeweils in unserer Kapitale ein, wobei sie das Rheinwäldchen zum Stammplatz erko-

ren. Selbst die kläffenden Hunde, die den geheimnisumwitterten Lagerplatz bewachten, vermochten uns Kinder nicht davon abzuhalten, immer wieder den Weg in dieses Wäldchen einzuschlagen, hoffend, doch einmal nähern Aufschluss darüber zu erhalten, was sich im Reiche der Spengler tat.

Während Tagen begegneten wir mit Schmuck reich behangenen Kesslerfrauen, die sich zum Einkaufen in die Stadt begaben, wobei sie in den Läden durch geschickte Manöver versuchten, sich durch Selbstbedienung einen Extrarabatt zu verschaffen! Die Männer zogen, gefolgt von einer Schar struppiger Kinder, von Haus zu Haus, nahmen Scheren, Messer, Schirme und Zainen in Empfang, die sie entweder an einem schattigen Plätzchen oder in ihrer Behausung flickten. Dass die zurückgebrachten Scheren und Messer dann des öfters schlechter schnitten als vorher, veranlasste uns Kinder, auf Sherlock Holmes Spuren zu wandeln. Wir waren mächtig stolz, nach tagelangem Spionieren endlich einen Spengler zu ertappen, der, statt die Scheren und Messer auf der Schleifmaschine zu bearbeiten, einfach mit einer Feile ein paar Mal über die Kanten strich und alsdann die Utensilien als frisch geschliffen zurück brachte!

Aber auch solche Erfahrungen hielten unsere Mütter nicht davon ab, den Spenglern im nächsten Jahr wenigstens wieder reparaturbedürftige Schirme und Zainen an-

zuvertrauen; denn irgendwie konnte man diesem sonderbaren Völklein, das stets unterwürfig grüsend und dienstfertig lächelnd an der Türe erschien, nicht böse sein. Nur zu gerne hätten wir Kinder die seltsamen Zeichen, die da und dort auf Briefkästen und Haustüren gemalt waren, entziffert, doch gehörte diese Geheimschrift leider nicht zum Schulprogramm. Mit Schaudern vernahmen wir, dass die Spengler Hundefleisch, ja selbst Igel als Leckerbissen verzehrten. Vom Hundefleisch glaubten sie, dass es Krankheiten, vor allem die Schwindsucht, zu heilen vermöge, und dem Igel sollen sie nach Möglichkeit mit Hochgenuss das Gehirn ausgesaugt haben.

All diese mühsam zusammengetragenen Informationen gestalteten für uns den Aufenthalt der Spengler immer interessanter, und wir waren jedes Mal sehr betrübt, wenn wir an ihrem Aufenthaltsort nur mehr verlassene Feuerstellen vorfanden. Nun hiess es wieder lange warten!

Im Laufe der Jahre wurden diese Begegnungen mit dem fahrenden Volk immer seltener, eine Tatsache, die wir aus kindlicher Abenteurlust heraus bedauerten.

Die «Jennischen» in Bernau

Erst jetzt — in der Fürsorge — erhielt ich näheren Einblick in das Schicksal dieser Vaganten. Wie der Volksmund erzählt, wurden sie vor mehr als hundert Jahren in Bünden heimatberechtigt. Um den Stichtag des Jahres 1850 — dem Jahre der Zwangseinbürgerung — hielten sich drei Brüder in der Gegend von Bernau auf. Die Bernauer sollen damals den schönsten gewählt haben. Der eine Bruder soll nur weibliche Nachkommen gehabt haben, der andere anscheinend ledig geblieben sein. Der

neue Bürger von Bernau hingegen besass bei seinem Tode im Jahre 1888 107 direkte Nachkommen.

1915 war diese Nachkommenschaft auf 371 angestiegen. Diese ein unstetes Wanderleben führende Sippschaft, die des öfters armenpolizeilich heimgeschafft oder versorgt werden musste, brachte der Gemeinde Bernau grosse Lasten. Der Graben zwischen den alteingesessenen Bernauern und den Zwangseingebürgerten wurde durch diese Vorkommnisse immer tiefer. Erst durch intensive Bemühungen von Fürsorge und Behörden wurde es möglich, die gegenseitig vorhandenen negativen Gefühle abzubauen und eine Brücke zwischen Jennischen und Bernauern zu schlagen. Mit Hilfe des Vagantenkredites konnten sich manche Spengler ein einfaches Häuschen erwerben, das der grossen Familie Unterschlupf bietet und von dem aus sie besonders in der warmen Jahreszeit mit Velo, Töff oder Auto als Hausierer und Altstoffhändler in die Ferne zieht.

Anton

Auch Antons Familie war auf diese Weise «halb sesshaft» geworden. Anton selber hatte sich als Handlanger anheuern lassen und verdiente zusammen mit seiner Angehrauten, die im Service tätig war und die selbstverständlich aus der eigenen Sippe stammte, durchaus genug, um seine allmählich anwachsende Familie durchzubringen.

Leider waren beide, wie so viele ihrer Sippschaft, dem Alkohol zugefallen, veranstalteten hie und da ein grosses Gelage und schliefen anschliessend ihren Rausch aus, ohne sich um die Kinder, die lautstark nach Nahrung heischten, zu kümmern. So kam es, dass die Familie vorübergehend getrennt werden musste. Anton und seine Frau

kamen in eine Trinkerheilstätte; die Kinder wurden versorgt.

Nach einem Jahr fand sich die Familie wieder übergücklich zusammen. Anton kommt seither mit Hilfe von Tabletten seiner Abstinenzverpflichtung nach.

Hoffentlich wird er sich halten können, auf dass seine Kinder dereinst in der Schule sich das nötige Wissen erwerben können und nicht wie ihre noch herumvagierenden Verwandten mehr oder weniger als Analphabeten ihr Dasein fristen müssen.

Ignaz und Josef

Dass nämlich sogar trotz unserer heutigen Gesetzgebung es die Vaganten verstehen, die Kinder dem Schulbesuch zu entziehen, erfuhr ich durch eine Begegnung mit den Brüdern Ignaz und Josef. Es waren zwei quicklebendige Jünglinge mit rabenschwarzem Haar, die sich bei der Einvernahme recht trotzig und grosssprecherisch gebärdeten.

In meinem Büro musste ich dann feststellen, dass sie kaum imstande waren, eine Zeile zu entziffern. Sie hatten beide eine Zeitschrift zur Hand genommen, schienen ob der interessanten Geschichte meine Anwesenheit zu vergessen, und begannen alsbald laut zu buchstabieren. Obwohl beide über das Schulalter hinaus waren, vermochten sie nicht, auch nur einen Satz zusammenhängend zu lesen. Später zeigte es sich dann, dass ihnen im Rechnen nur jene Zahlen und Operationen ein Begriff waren, die sie im Altstoffhandel brauchten, den sie zusammen mit ihren Eltern betrieben.

Für uns wäre es undenkbar, mit einem solch geringen Wissen unser Dasein zu fristen; dieses Völklein aber hat sich während mehr als hundert Jahren so durchsetzen können.

«Resozialisierung» durch Pro Juventute

Die unstete Lebensweise, der Hang zum Alkoholismus und das oftmals damit verbundene Kinderelend veranlasste die Behörden in den zwanziger Jahren, dem Vagantentum den Kampf anzusagen.

Das damals begründete Pro Juventute-Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» ging dabei von der Annahme aus, dass es eine Zeitverschwendung bedeute, erwachsene Vaganten zu resozialisieren. So beschränkte man sich auf die Kinder, die man den herumziehenden Eltern wegnahm und durch konsequente Erziehungsmassnahmen einem geordneten Leben zuzuführen hoffte.

Auch wenn die Erfolgsstatistik dieses Hilfswerks im Jahre 1958 von den 145 betreuten, volljährig gewordenen Bündner Vaganten 50,3 Prozent als «gut geraten» bezeichnet, hat mich persönlich diese Methode der Kinderwegnahme etwas befremdet. Es ging ja nicht allein darum, die Kinder aus diesem ungesunden Milieu zu entfernen, sondern man war gleichzeitig bestrebt, den Kontakt mit den Eltern zu unterbinden. Dadurch war es zwar in vielen Fällen möglich, die Kinder dem Wanderleben zu entreissen; aber müssen nicht jene, die statt in einer Pflegefamilie in einem Heim aufwuchsen, sich recht einsam gefühlt haben?

Luisa

Luisa kam, da sie schwachsinnig war, zur Pflege und Erziehung in ein Heim. Es brauchte viel Geduld, sie an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. In einer Haushaltungsschule erhielt sie das nötige Rüstzeug, um sich fortan selber durchs Leben zu bringen. Trotz ihrer derben Art fiel sie weiter nicht auf und vermochte ihre Stel-

len als Magd recht zu versehen. Der Wandertrieb schien sich aber doch immer wieder zu melden; denn mehr als vier Jahre hielt es Luisa an der gleichen Stelle nie aus.

Sie ging bereits ins fünfte Jahrzehnt, als ich ihr zum ersten Mal begegnete. Freundschaftlich klopfte sie mir auf die Schulter und sparte nicht mit Kraftausdrücken, die mehr zu einem Fuhrmann denn zu einer Magd passten. Mit kindlicher Freude präsentierte sie mir die «goldenen» Ohrringe, die sie sich soeben auf dem Andreasmarkt erstanden hatte. Auch in dieser Beziehung ist sie eine echte Kesslerin geblieben. Falscher Schmuck und farbenfrohe Kleider sind für sie der Inbegriff von Eleganz. So bat sie denn auch ihren Freund, den sie durch ein Heiratsinserat gefunden hatte, immer wieder um rote Halstücher oder auffällig gemusterte Blusen. Er lebte als Bauer zusammen mit seinen Tieren in einem primitiven Häuschen und schien seiner Angebeteten diese Wünsche gerne zu erfüllen! Auch er wird als Dank Kitschkarten mit angezogenen Hunden und Katzen oder farbenfrohen Blumenbildern erhalten haben, auf denen Luisa mit zittriger Schrift den Dank ausspricht: «Vergelt's Gott im Himmel viel tusig mol, tröstr euri arme Seele, Erhalt'r euch gsund und lang im Läba und geb eu der Lohn im Himmel.» Wer liesse sich durch solche Worte nicht rühren!

Hätten Sie das gedacht?

Von Statisticus

● Am meisten Rehe, Hasen und Füchse wurden 1970 im Kanton Bern erlegt. Bei den Rehen folgen Zürich und Aargau, bei den Hasen Graubünden und Tessin und bei den Füchsen die Waadt und Freiburg.

Für die Schreibweise meines ersten Lieblingsbuches möchte ich nicht die Hand ins Feuer legen: «Der Totenrufer von Halodin». Erschienen im Oltner Walter-Verlag. Von F. H. Achermann, mit breitrandigem Hut als Bestsellerautor abgebildet in Pfarrer Johann Küenzles Kräuterkalender.

Dieses Buch habe ich nicht einmal besessen, sondern nur aus jenen Inseraten gekannt. Es zu kaufen, wäre frevelhaft gewesen, waren wir zu Hause doch froh, wenn wir «recht zu leben» hatten. Vater war nie so aufgeräumt wie dann, wenn er von der Walz heimkam und wieder für ein paar Wochen Arbeit gefunden hatte. Da gab's zu Weihnachten selbstgestrickte warme Socken und vielleicht ein Paar Schuhe.

Die Mutter nannte die Zeit Krisis; mit spitzer, feindlicher, fremder Endung, und vermutete, dass gehobene Kreise das Wort sogar mit einem «C» schrieben. Der Vater schrieb die Lage einem anachronistischen Ausläufer des Manchesterkapitalismus zu, versteuerte in seinen besten Zeiten fürs Jahr, was ich heute im Monat verdiene, und gab seiner politischen Überzeugung als zweiter Tenor im Sängerbund Ausdruck: «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!» In der Stube hing ein signiertes Foto von August Bebel. Neben dem Trompeter von Säckingen, der einer Holden galant die Aufwartung machte. Er verströmte eine Aura von individueller Freiheit, abgeschirmt von kolorierten Bäumen.

Freiheit

Freiheit! Das ist es wohl, was mich an dem mir bloss aus Inseraten bekannten Prähistoriden so fesselte, der rufend auf vorgeschichtliche Vorgänge Einfluss nahm. Ich stellte mir vor, wie seine Stimme